

Ich möchte lieber spielen ♦ ♦ ♦

Stizze von Grete Livius

Im Staatsaal des College von Eton wurden sich die beiden Thronanwärter vorgestellt. Rhameses XXVII. von Anthracitien und Boris XII. von Balkanien. Nach der feierlichen Bekanntmachung nahmen der zukünftige Kaiser und der zukünftige König auf weinroten Samtfesseln Platz und baumelten mit den Weinen. Duerst starteten sie die nachgedunkelten Oelgemälde an den Wänden an, Porträts großer englischer Staatsmänner, deren Karriere mit jener weltberühmten disziplinierten Erziehung von Eton begonnen hatte. Rhameses XXVII. sah schüchtern aus. Er hatte leichtgeschlitzte schrägliegende schwarze Augen, einen gelblichen Teint und glänzend-blau-schwarzes Haar. Boris XII. machte entschieden einen muntereren Eindruck. Er war schmal und beweglich, schon jetzt bemerkte man einen Zug nervöser Unruhe um seinen lebhaften Mund. Er entschloß sich denn auch als erster, nachdem Seine Magnifizenz, der Rektor, sie diskret allein gelassen hatte, die Unterhaltung zu eröffnen.

„Wie alt sind Eure Kaiserliche Hoheit“, fragte Boris mit höflicher Distanz. Rhameses sah ihn aus seinen schrägen Schlitzen traurig an. „Elf Jahre. Und Eure Königliche Hoheit?“ Boris antwortete lakonisch: „Neun.“

Wieder herrschte Schweigen. Boris fing an, sich zu langweilen. Durch das Fenster konnte man den großen Garten sehen, bedeckt mit weiten Flächen englisch-kurzgeschorenen grünen Rasens. Dahinter funkelte im Sonnenlicht die Themse, befahren von vielen Booten. „Angeln Eure Kaiserliche Hoheit gern?“ In Rhameses Augen leuchtete es auf. „Sehr gern. Aber noch lieber spiele ich Murmeln.“ — „Das ist ja ausgezeichnet. Da könnten wir doch gleich mal eine Partie austrudeln.“ Jetzt taute Boris auf. Sprang aus dem steifen weinroten Sessel, trat auf Rhameses zu, klopfte ihm die Schulter. „Was meinen Eure Kaiserliche Hoheit? Wenn keiner dabei ist — könnten wir uns dann nicht buzen?“ Rhameses lächelte beglückt. „Eine ausgezeichnete Idee. Also, wenn's niemand hört, dann sag' ich Boris, ja?“ — „All-right. Und ich Rhameses.“ — „Hamos. Uebrigens, mir ist es auch ganz wurscht, wenn's jemand hört.“ — „Nein, nein,“ wehrte Boris ab — er war, obwohl der Jüngere — Rhameses entschieden überlegen. „Das geht nicht. Aus Gründen der Etikette. Schließlich sind wir doch nicht irgendwer. Ich habe zwanzig Millionen Untertanen.“ — Rhameses zog geringschätzig die Unterlippe herab. „Pah — ich habe fünfundzwanzig.“ — „Das stimmt nicht.“ Boris machte ein zorniges Gesicht. „Anthracitien ist nicht größer als Balkanien.“ — „Natürlich ist es größer.“ — „Nein.“ — „Doch.“ — „Du, wenn du das noch mal sagst, verbau' ich dich.“ — „Komm doch. Glaubst du, ich hab' Angst?“ Boris stürzte sich auf Rhameses. Er war kleiner, doch geschmeidig wie ein Kalf. Der Kampf endete damit, daß der künftige Kaiser von Anthracitien unter den

Thronanwärter von Balkanien zu liegen kam. Sein Sieg stimmte Boris versöhnlich. „Na, siehst du. Fang nicht wieder mit mir an. Jetzt tragen wir so was beide noch allein aus, später tun das unsere Armeen. Wenn du mich ärgerst, schick' ich dir meine Truppen auf den Hals.“ Rhameses grinste schadenstroh. „Sie würden elend verrecken in unserem Land. Da ist es viel zu heiß, das Klima könnten sie nie vertragen.“

Boris, dessen lebhaftes Phantasie schon längst etwas anderes beschäftigte, rief ungeduldig: „Noch sind wir ja nicht groß. Komm schon, sonst wird's zu spät. Gehen wir unsere Murmeln. Ach warte auf dich am Eingang zum Golfplatz.“ Seine Magnifizenz, der Rektor, rieb sich befriedigt hinterm Fenster die Hände, als er die beiden erlauchten Böglinge zehn Minuten später in Eintracht Murmeln spielen sah. Es war erwünscht — die Regierungen von Anthracitien und Balkanien hatten es ihm dringend ans Herz gelegt — daß sich diese zwei Knaben anfreundeten. Staatsinteressen erforderten dies. Die Erziehung in Eton diente stets nur Staatsinteressen. Seit Jahrhunderten. Das heißt, den Interessen der jeweils herrschenden Klassen des einen oder anderen Staates.

„Du hast aber keine Murmeln“, sagte Boris bewundernd. „Die eine schillert ja wie Gold.“ — „Ist auch Gold“, sagte Rhameses stolz. „Onkel Yimbim hat sie mir bei der Abreise nach England geschenkt.“ — „Wer ist Onkel Yimbim?“, fragte Boris. — „Na, der jetzige Kaiser von Anthracitien Yohimbimdranathagore XIV. Onkel hat keine Kinder. Daher bin ich sein Nachfolger auf dem Thron.“ — „So. So. Die Murmel ist wirklich schön. Wollen wir nicht tauschen? Ich gebe dir Raugummi dafür.“ Rhameses schüttelte sich. „Ich mag keinen Raugummi. Aber auch keine Zigaretten. Ich esse furchtbar gerne Kremschokolade.“ — „Schaurig. Wie kann man nur. Ein Junge und Süßigkeiten. Das Schönste, was es für mich gibt, sind saure Gurken.“ — „Pfui Teufel.“ — „Gar nicht. Kremschokolade ist pfui Teufel.“ — „Sag das nicht. Sonst —“ Schon standen sie sich wieder kampflustig gegenüber. Ein Lehrer, der sie beobachtet hatte, kam näher.

„Was gibt es denn, Eure Kaiserliche Hoheit, warum streiten Eure Königliche Hoheit?“ Boris knurrte zornig: „Er hat pfui Teufel gesagt, weil ich gern saure Gurken esse.“ — „Und mich hat er ausgelacht, weil ich Kremschokolade lieber mag.“ Rhameses vergaß die Etikette. „So ein Affe.“

Der Lehrer rang die Hände. „Ich bitte Eure Kaiserliche Hoheit, ich bitte Eure Königliche Hoheit — mähigen Sie sich. Es bleibt mir sonst nichts übrig, als Kaiserliche Hoheit und Königliche Hoheit morgen eine Stunde nachhüten zu lassen. Und das wollen Sie doch nicht. Denken Sie daran, daß morgen Training zum Wettrudern gegen Cambridge ist. Wollen Sie

etwa, daß Eton unterliegt?“ — „Nein,“ riefen Rhameses XXVII. und Boris XII. entsetzt, wie aus einem Mund: „Auf keinen Fall!“

„Na also.“ Der Lehrer packte jeden von ihnen am Arm. „Sie sollten für Ihre verschiedenen Neigungen gegenseitiges Verständnis aufbringen. Kaiserliche Hoheit und Königliche Hoheit. Sonst könnten Kremschokolade und saure Gurken noch einmal welthistorische Konsequenzen haben. Werken Sie sich das und jetzt — trolle Sie sich“. Das völler-versöhnende Moment hatte in diesem Fall ausnahmsweise gesiegt.

Sie zankten sich noch oft und betrugten sich wieder — die beiden Königskinder von Eton. Aber im Großen und Ganzen betrachteten sie sich doch als Freunde. Beim Golfspiel, das sie bald dem Murmelspiel vorzuziehen begannen, beim Angeln, beim Schwimmen und Rudern. Es war ein idyllisches Leben. Und sie hätten höchst selten an ihre zukünftigen wichtigen Missionen gedacht, wenn nicht ab und zu ein offizielles Ereignis mahnend aufgetreten wäre. Wurde zum Beispiel in London feierlich das Parlament eröffnet, hatte der König oder ein Mitglied der königlichen Familie Geburtstag, gab es bei Hofe Hochzeiten, Geburten oder Todesfälle, war irgendwo in der Welt etwas los — dann steckte man die Thronerben in ihre Uniformen, und sie mußten sich sehr feierlich gebärden. „Etsch, meine Uniform ist viel hübscher als deine,“ rief Rhameses einmal. „Dafür hab ich aber mehr Orden.“ Und die Königliche Hoheit steckte der Kaiserlichen Hoheit die Zunge heraus. In Wahrheit glichen sie jedoch beide gepuderten kleinen Zirkusaffen.

In dieses Idyll plägte wie eine Bombe die Nachricht, daß der König von Balkanien, Boris Vater, ermordet worden war. Politische Gegner, im Dienste einer ausländischen Macht, so hieß es, hätten ihn getötet. Jene ausländische Macht war interessiert daran, daß eine kleine faszistische Clique in Balkanien ans Ruder kam. Und um ihre dunklen Pläne möglichst ungehindert und undurchsichtig verwirklichen zu können, bestand diese Clique darauf, daß Boris XII., Boris, ein Junge von zehn Jahren, zum König von Balkanien gekrönt wurde. Boris mußte nach Hause reisen. Man rief ihn zum König aus, Unwissende jubelten ihm zu, dem schuldlosen Werkzeug politisch-reaktionärer Interessen. Nachdem der Nummel vorüber war, sandte man Boris wieder nach Eton zurück. Dort war er für alle an dem Staatsstreik Beteiligten vorläufig am besten aufgehoben.

Seine Magnifizenz empfing den neugekrönten König von Balkanien gemeinsam mit Seiner Kaiserlichen Hoheit Rhameses XXVII. im Staatszimmer von Eton-College. Es schien, als lächelten die Gesichter der Staatsmänner auf den vom Alter nachgedunkelten Bildern huldvoll. So etwas sahen sie gern. Feierlich und förmlich war die Begrüßung. Erst später

hatten Rhameses und Boris Gelegenheit, vertraulich miteinander zu sprechen.

Rhameses steckte sich ein Stück der unvermeidlichen Krenschokolade in den Mund. Hände in den Hosentaschen, sah er da. „Na, wie war's?" — Boris sah sich scheu um. „Unter uns gesagt — zum Kopen.“ Er redete im Flüsterton. „Ich bin schrecklich müde und abgespant. Stundenlang mußte ich auf dem Thron hocken, nicken, lächeln, wie 'ne Pagode. So oft dachte ich: Rhameses hat's gut. Der angelt jetzt und frißt dabei Schokolade. Zulezt war ich ganz laputt.“ Er gähnte, schien gar nicht mehr so quidliebendig wie sonst. Unter den Augen hatte Boris tiefe Schatten. Ein kleiner, müder Junge. Seufzend schloß er seinen Bericht: „Fürchtbar langweilig — König zu sein!“

In dieser Nacht konnte Rhameses lange nicht einschlafen. Die Hände unter dem Kopf verschränkt, lag er wach, während die zukünftigen konservativen Staatsmänner des Britischen Weltreichs rings um ihn im Schlafsaal bereits erheblich schnarzten. Rhameses dachte nach . . .

Und wie entsetzt war er, als man ihn genau vier Tage nach jenem Gespräch mit Boris zu Seiner Magnifizenz rief, wo ihm feierlich folgendes verkündet wurde:

„Seine Majestät, Kaiser Hohimbimdranathagore XIV. hat soeben freiwillig auf den Thron von Anthracitien zugunsten seines Nachfolgers verzichtet. Ich beglückwünsche hiermit, zugleich im Namen der gesamten Lehrerschaft von Eton, Ew. Majestät, den Thronerben des Kaisers Hohimbimdranathagore. Seine Majestät wird in einer Stunde hier eintreffen, um Ew. Majestät den erlauchten Entschluß höchstpersönlich mitzuteilen. Ich bitte, Ew. Majestät, hier zu warten. Inzwischen können sich Ew. Majestät die Zeit mit dem Lesen der Glückwünsche vertreiben, die bereits angekommen sind. Hier — ein Telegramm unseres verehrten Königs, hier — eine Gratulationsdepesche unseres Außenministers, Sir John Simon. Der Herr Minister läßt sich entschuldigen. Er wäre gerne selbst gekommen, aber er mußte dringend zu Herrn Hitler. Nächste Woche wäre dieser vielleicht schon wieder erkrankt gewesen.“

Rhameses hörte gar nicht hin. „Quatsch dich aus, alter Esel“, dachte er und starrte trüb, sinnig zum Fenster, hinter dem der große Garten lag und die Themse glitzerte. Immerhin sah ihm nun auch schon die Etikette im Blut. „Soll ich mir nicht Uniform anziehen?“, fragte Rhameses. Doch in diesem Augenblick öffnete sich bereits die Tür zum Staatsaal, und herein trat der Kaiser von Anthracitien, in Begleitung seines höfischen Gefolges.

„Onkel Yimbim!“ rief Rhameses überrascht, „Donnerwetter, das ging aber schnell.“ Der Kaiser machte ein strenges Gesicht. Mit einer Handbewegung entließ er zuerst das Gefolge und dann den Rektor, der sich unter tiefen Verbeugungen zurückzog. Mißbilligend bemerkte Kaiser Hohimbimdranathagore: „Lieber Rhameses, wie oft muß ich dir noch sagen, daß du in Gegenwart von Fremden mich nicht „Onkel „Yimbim“ nennen sollst. Nun bist du bereits sechs Jahre in Eton und machst immer noch solche Schnitzer. Hätte ich nicht geglaubt.“ Rhameses hob bittend die Hände. „Sei nicht böse, Onkel Yimbim. Aber ich habe mich wirklich gefreut, dich nach so langer Zeit wiederzusehen. Komm, setzen wir uns. Was gibt es Neues in Anthracitien? Stimmt es, was der alte Kaffer mir vor ein paar Minuten gesagt hat? Muß ich wirklich Kaiser werden?“ Seine Majestät schüttelte den Kopf. „Du sprichst höchst respektlos von deinen Lehrern. Ich sollte das

nicht dulden —“ „Ach was, Onkel Yimbim,“ Rhameses klopfte dem Kaiser freundlich auf die Schulter, „unter uns brauchen wir doch kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Also schick los . . .“

Seine Majestät resignierte. Setzte sich in einen der steifen weinroten Sessel, zündete sich eine dicke, schwarze Zigarre an und erklärte lakonisch: „Also, kleiner, da hilft dir nix. Du mußt Kaiser werden.“ Rhameses machte ein unglückliches Gesicht. Seufzte schwer. „Aber Onkel, warum willst du denn nicht mehr Kaiser sein?“ Mißtrauisch blickte er aus seinen schräggeschliffenen Augen. „Du nicht schwindeln. Sag mir die Wahrheit.“ Der Onkel sah sich scheu um. Niemand war zu sehen. Dann räusperte er sich und begann schließlich zögernd:

„Ganz ehrlich, lieber Rhameses. Ich tu's hauptsächlich wegen der Wirtschaftskrise. Weißt du, was das ist?“ — Rhameses nickte, lauernte gespannt auf das, was kam. Der Kaiser streifte die Asche von der Zigarre, fuhr fort: „Bei uns in Anthracitien gibt's Millionen Arbeitslose. Und die, welche noch Arbeit haben, können vor Hunger auch kaum einschlafen. Alle erwarten, daß ich ihnen aus dem Schlamm helfen soll. Bin ich ein Führer? — Jetzt, wo sie sich gegen meinen Willen ein Parlament eingerichtet haben, mit all den dazu gehörigen europäischen-demokratischen Nöhchen — jetzt wollen sie sogar meine Einnahmen kontrollieren. Mir ein Budget aufstellen, die Anlage meiner Kapitalien überwachen — du weißt doch, was das alles bedeutet, nicht? — Na also! Stell dir vor: der Finanzminister hat neulich sogar eine *S t e u e r e r k l ä r u n g* von mir verlangt. Von mir! Da ist's mir denn doch zu bunt geworden. Und ich habe ihnen mit den Worten eines toten Herrschers zugerufen: „Macht euch euren Dreck alleine!“ Das habe ich denn doch nicht nötig. Da lebe ich lieber in England. Wie schön und abwechslungsreich ist hier das Dasein eines vermögenden Privatmannes. Wenn ich nur an die Pferde-Rennen in Ascot denke, an die Tennisturniere in Wimbledon, die Fuchsjagden in Schottland, an die Londoner Saison und die Festlichkeiten im Buckingham-Palace. Das Wasser läuft mir im Mund zusammen. Ich hoffe, lieber Rhameses“, der Kaiser wuschte sich, durch seine lange Rede ermüdet, den Schweiß von der Stirn, „du wirst

nach alledem für mich Verständnis haben. Ich bin 45 Jahre alt, und jetzt mußt du ran.“

Rhameses seufzte von neuem. Er hätte sich so gern mit dem Finger in der Nase geböhrt. Es erleichterte ihm sichtlich das Nachdenken, und er tat es immer, wenn er sich allein glaubte. Doch das war in diesem Augenblick schlecht möglich. So meinte er nur: „Da hat Boris doch wohl recht gehabt.“ — „Wer ist Boris?“ fragte der Onkel. — „Na, mein Spielfamerad hier im College, der König von Balkanien.“ — „Was hat denn der gesagt?“ — „Regieren sei langweilig. Man hätte doch nichts zu sagen.“ Der ehemalige Kaiser von Anthracitien redete sich würdevoll: „Das ist unser Schicksal.“

Onkel und Nefte nahmen Abschied. Auf den Onkel wartete ein Flugzeug. Es sollte ihn auf der Stelle nach London zurückbringen. Dort fand nämlich heute im Empire-theatre die Uraufführung der Revue: „Thousand sweethearts“ statt, die Hohimbimdranathagore keinesfalls veräumen wollte.

Langsam schlenderte der neugeborene Kaiser, die Hände in den Hosentaschen, durch den Garten. Auf der Suche nach Boris. Er fand den König von Balkanien, beschäftigt mit dem Ausgraben von Regentwürmern zum Angeln. „Halloh, Rhameses,“ rief Boris schon von weitem, „wo steckst du denn? Du wolltest mir doch buddeln helfen.“ Rhameses warf sich der Länge nach ins Gras. „Nö, mag nich.“ — Boris sah ihn erstaunt an. „Aber wir wollen doch morgen ganz früh angeln gehen.“ Seine Miene zeigte tiefe Enttäuschung. Wieder musterte er den Freund. „Was machst du denn für ein Geschäft? Dir ist wohl 'ne Laus über die Leber gelaufen?“ Rhameses richtete sich halb auf. Blicke Boris ruhig und aufmerksam an. „Das nicht. Aber — ist bin eben Kaiser geworden.“

Boris ließ vor Schreck alle Regentwürmer aus seinen von der Erde schwarzen und feuchten Fingern fallen. „Ach nee! So plötzlich? Wieso denn?“ Rhameses zuckte die Achseln. „Onkel Yimbim will nicht mehr. Eben hat er mir's gesagt, vor fünf Minuten.“ Boris blieb betreten stehen. Dann kam er auf seinen Freund zu, reichte ihm die Hand: „Na — dann gratuliere ich.“ Rhameses nickte stumm. Traurig wandte er sich ab, starrte auf das silberne Band der Themse: „Und ich möchte doch viel lieber spielen . . .“

Martin von Ritendi

Eine Südsee-Geschichte von L. Becke

Oberhalb des kleinen Hafens war am Berg eine Waldlichtung, von zerklüfteten Felsen überragt. Von dem höchsten Herab spähte ein Mann nach dem Kanonenboot aus, das unten vor Anker lag. Er war nur mit einem Gürtel von Abblättern bekleidet; seine nackten Füße bluteten. Seine muskulöse Rechte umklammerte ein Gewehr. Auf dem Kopfe hatte er eine grobe Mütze aus Kofosblättern. Trotzdem war er ein Weißer gewesen.

Von dem Eingeborendorf, das tags vorher die Maujaden angestekt hatten, stieg blasser Rauch zu ihm auf. Die Ruine seines eigenen Hauses konnte er an der Steinmauer erkennen, aber von den Eingeborenenhütten war nur graue Asche übrig.

Von dem Schiff unten stieg ein Boot ab. Der Mann zog sein Gewehr dicht an sich. Seine Augen leuchteten auf in tödlichem Gah.

„Die Herren Offiziere wollen jagen,“ murmelte er, als das Boot auf den Strand aufstieg und dann drei Männer mit Flinten das Gestade heraufkamen. „Ich möchte sie niederknallen. Wenn es nur Zweck hätte!“

Die Mannschaft war ausgestiegen und suchte aus den qualmenden Trümmern heraus, was dem Feuer entgangen war. Eine Weile standen sie vor dem Sandhaufen, unter dem sieben getötete Eingeborene lagen. Dann stieg das Boot wieder ab.

Der nackte Mann auf dem Felsen atmete auf. Neben dem Sandhaufen hatte er eine 50-Pfund-Tonne mit hilenischen und mexikanischen Dollars vergraben. Behutsam stieg er von dem Felsen herunter.

Am Fuße eines vielästigen Bi-Baumes sah ein eingeborenes Weib. Ihr rechter Arm

war von einem Schuß zerschmettert worden und hing an einem Streifen Bast.

„Ein Boot hat gelandet,“ sagte der Mann in der Sprache der Eingeborenen. „Mein Geld haben sie nicht gefunden.“

„Dein Geld!“ schrie das Weib ihn an. „Ist es mehr wert als das Blut unseres Kindes?“ Der Mann sagte in dumpfem Zorn: „Das verstehst du nicht, Natu! Ich wünsche, das Geld zureiten, aber ebenso sehr wünsche ich die Rache für mein Kind. Doch ich bin nur einer und habe nur noch eine Patrone!“

Jim Martin war wohl der blutbefleckteste Strandläufer, den die Inseln der Südsee jemals gesehen haben. Von einem Walfischfänger als Aufreißer in Nitendi an Lang gefest, hatte er sich von aller Zivilisation losgesagt. Seine Eltern, die der Gese Liverpools entstammten, waren deportiert worden. Die Jugenderziehung hatte er beim Fischen der neunschwänzigen Kabe genossen, die auf die Rücken der Deportierten niederfauste.

Da er rücksichtslos mutig war, wählten die Eingeborenen ihn zu ihrem Führer, bauten ihm ein Haus und gaben ihm eine Frau. Sie behielten auch Vertrauen zu ihm, als sein Versuch, eine von Hobart nach China bestimmte Barke zu entern, mißlang und viele Eingeborene dabei umkamen. Kurz darauf aber hatte er Erfolg mit einem Handelskutter, der während der Nacht überrumpelt, seiner Ladung beraubt und dann verbrannt wurde. Bei der Beute waren viele Feuerwaffen.

In den nächsten fünf Jahren verführten wenige und nur gut bewaffnete Schiffe die Insel, da sie einen schlechten Ruf hatte. Vor zwei Jahren aber kam ein unbewaffneter Schoner, dessen Kapitän Geld für Handelszwecke mit sich führte, nach Nitendi. Jim Martin beschloß, dieses Schiff zu kapern.

Im Dunkel der Nacht wurde die Mannschaft niedergemetzelt. Nur ein Fidschianer rettete sich, indem er über Bord sprang. Dieser berichtete den Ueberfall dem Kommandore der australischen Station, der ein Kanonenboot entsandte, das die Schuldigen nach Sidney vor Gericht bringen sollte. Falls sie nicht ausgeliefert wurden, waren die Eingeborenen nach dem Ermessen des Befehlshabers zu bestrafen und das Dorf niederzubrennen.

Von dem entflohenen Fidschi-Inulaner geführt, gelang es dem Kommando, nachts unbemerkt zu landen und sich dem Dorf von der Rückseite her zu nähern. Doch ein sich selbst entladender Revolver alarmierte die Eingeborenen. Sie leisteten, von Martin geführt, tapferen Widerstand und entliefen, in der Dunkelheit die Reihen der Blaujaden mit ihren Frauen und Kindern durchbrechend, in die dichten Dickungeln des Gebirges. Sieben Leichen mußten sie zurückschaffen; unter ihnen einen zehnjährigen Knaben: Jim Martins Sohn. Das Dorf und die Kanusflotte gingen in Flammen auf.

„Laß uns weiterfliehen, Natu,“ sagte Martin, „es ist hier nicht sicher.“

Das Weib gebar sich schweigend. Sie flohen durch die Bergänge, entgegengesetzt der Richtung, die die Offiziere und Blaujaden eingeschlagen hatten. Nach einer halben Stunde erreichten sie eine verlassen Hütte am Flußufer. Natu brach vor Schmerz zusammen. Martin holte Trinkt Wasser und verband ihre Wunden.

Die Offiziere waren kaum hundert Meter den Strand entlang gewandert, als der jüngste, ein blonder Seeladett, stehen blieb.

„Lassen Sie uns lieber in anderer Richtung gehen. Nach der Karte mündet ein Fluß in die nächste Bucht, und dann kommt gleich ein kleiner See.“

„Einverstanden!“ Die Offiziere und die drei Blaujaden hinter ihnen machten kehrt. „Eine famose Wasserfläche!“ rief der Seeladett begeistert aus, als der See vor ihnen lag.

„Pakt aus, Junge!“ befahl der eine Leutnant. „Wir wollen frühstücken! Und Augen und Ohren offen gehalten! Ich möchte keinen vergifteten Pfeil in den Nacken bekommen!“

„Aber vorher muß ich schwimmen!“ protestierte der Seeladett lachend und entkleidete sich. Nach einem Kopsprung war er bald bis mitten in den See geschwommen.

Der Klang von Stimmen riß Martin aus dem Schlaf. Er griff zum Gewehr und weckte sein Weib. Dann kroch er aus der Hütte ans Ufer. Gerade sprang der Seeladett ins Wasser.

Mochte Jim Martin auch ein gefühlloser Mörder sein, in diesem Augenblick pakte ihn doch Entsetzen. Der See war voll Krokodile! Ihn durchschwimmen wollen, bedeutete sicheren Tod!

Natu war herangekrochen und berührte seinen Arm. „Gleich werden sie ihn packen!“ triumphierte sie, die Augen voll Haß.

„Natu! Es ist nur ein Anabel!“ flüsterte Martin und unspannte das Gewehr fester.

„Du Narr!“ zischte sein Weib wild und griff nach dem Lauf. „Sie haben deinen Sohn getötet! Sieh! Sieh doch!“

Eine schwarze Schnauze ragte aus dem See und bewegte sich langsam vorwärts, kaum dreißig Meter von dem Seeladetten entfernt, der gemächlich dem Ufer zuschwamm. Martin entriß Natu das Gewehr.

„Er darf so jung nicht sterben!“ murmelte er. „Der Anabel Lauf schnell in den Wald! Ich komme gleich nach.“ Er stieß sie beiseite und hob das Gewehr. Ein Schuß krachte; das Ungeheuer sank, auf seinen knöchigen Schädel getroffen, in die Tiefe.

Die Martin fliehen konnte, drangen zwei andere Schiffe durch die Stille, und er stürzte vornüber ins Gras.

„Wir sahen den Kerl gerade noch rechtzeitig,“ rief die eine Blaujade.

Der Leutnant war aufgesprungen. „Sind Sie getroffen?“ schrie er dem Seeladett zu.

„Nein! Was ist denn los?“ antwortete dieser und erklimm das Ufer.

„Ein Neger gab aus dem Hinterhalt einen Schuß auf Sie ab! Schnell Deckung nehmen! Lassen Sie doch Ihre Kleider!“

Zehn Minuten vergingen. Kein Laut unterbrach die Stille. Dann krochen der Leutnant und eine Blaujade vorsichtig dahin, wo diese den Mann hatten fallen sehen. Plötzlich stießen sie auf ihn. Jim Martin wandte das Gesicht zur Seite, sah sie an.

„Hat — — das Krokodil — — den Jungen gepackt?“ stammelte er.

„Krokodil?“ fragte der Leutnant überrascht. „Feuertest Sie auf ein Krokodil? Sind Sie ein Weiser?“

„Einerlei,“ keuchte Martin. „Laßt mich hier ruhig liegen. Seht doch!“ Er zeigte auf ein Loch in seinem Bauch. „Die Kugel ist glatt — — hindurchgegangen und hat mir das — — Rückgrat zerschmettert.“

Er sprach kein Wort mehr und starb. Die Blaujaden machten eine Tragbahre und trugen ihn zum Strand hinunter.

Heiteres

Druckfehlerteufel

Der Schauspieler wurde von den begeisterten Zuhörern dauernd mit Applaus überschüttet.

Als die Hausfrau in die Speisekammer trat, blickte Luise sie ziemlich übermüdet an.

Für Strafe für seine Fahrlässigkeit im Dienste wurde der Beamte wegradiert.

Der Redner hat die unangenehme Gewohnheit, die Leute beim Sprechen zur Hälfte zu verschlucken.

Der Ruhestörer im Konzertsaal wurde vom Künstler zur Bestrafung angezeigt.

Die Landschaft, welche er durchreiste, bot einen traurigen Anblick; außer einigen verkümmerten Bäumen und verküppelten Nichten begegnete der Blick nur ödem Felsgestein.

Auf einer kleinen südfranzösischen Eisenbahnstation befindet sich an der Bedürfnisanstalt eine Tafel mit der Aufschrift: „Schlüssel beim Stationsvorsteher“. Ein Spahvogel hat darunter geschrieben: „In dringenden Fällen wende man sich an den Verkehrsminister in Paris!“

Heringefallen. A.: „Wissen Sie schon, der König der Belgier trug in der letzten Zeit seines Lebens immer himmelblaue Hosenträger!“ — B.: „Warum?“ — A.: „Damit ihm die Hosen nicht herunterfielen!“

Gut gegeben. Er: „Heiraten kann ich Sie nicht, aber ich will Ihnen einen Platz in meinem Herzen geben.“ — Sie: „Nein, danke, ich bin nicht für das Gedränge!“

Die kleine Frieda hat wunderbare große blaue Augen, um derenwillen sie von allen Freunden und Bekannten bewundert wird. Ihr fünfjähriges Brüderchen hört das wiederholt und sagt eines Tages ganz betrübt: „Mich lobt keiner, und ich hab' doch so schöne lange Ohren!“



Händchen soll belohnt werden.



Rechts oder links?



Auweh!

Episode im Krankenhaus

Von Michael Zschichtenko.

Im Fieber, meine Brüder, bin ich krank geworden und hab mich im Spital niedergelegt. Und da liege ich nun, werde behandelt und ruhe meine Knochen aus. Ringsherum ist eine Sauberkeit und Ordnung, daß einem sogar das Liegen peinlich ist. Willst du ausspucken — da ist ein Spucknapf. Willst du dich setzen — da steht schon ein Stuhl. Hast du Lust, dich zu schneuzen — tu es ruhig in deine Hand. Aber hüte dich, ins Bett zu schneuzen: das ist keineswegs erlaubt, so wird dir gesagt.

Allmählich gewöhnst du dich an alles das. Es fällt einem auch nicht schwer, sich daran zu gewöhnen. Mit so viel Liebe, mit so viel Sorgfalt wirst du gepflegt, daß du dir es einfach nicht besser wünschen kannst.

Da liegt nun, stellt euch vor, ein ganz gewöhnlicher, dreißiger Mensch im Bett, und ihm schleppt man das Mittagessen herbei, legt ihm ein Thermometer unter den Arm, macht ihm eigenhändig Abtupfen, richtet ihm die Kissen, ja, man interessiert sich sogar für seine Gesundheit.

Und wer interessiert sich für ihn? Lauter vornehme, hochgeachtete Personen wie Ärzte, Schwestern und auch zum Beispiel der Krankenpfleger Iwan Iwanowitsch.

Das alles ist mir sehr nahegegangen, und deshalb habe ich mich entschlossen, mich mit einer Kleinigkeit erkenntlich zu zeigen.

„Allen freilich kann ich nicht geben“, habe ich überlegt, „dazu reicht es nicht. Ich werde nur einem etwas geben, nur einem, das muß ich noch gut bedenken.“

Also denke ich nach und sehe, daß es niemand so verdient wie der Krankenpfleger Iwan Iwanowitsch. Er bemüht sich mehr als alle anderen, ja, er opfert sich geradezu auf.

„Gut“, denke ich, „ich werde also ihm etwas geben. Und ich habe begonnen zu überlegen, auf welche Weise ich es ihm zusteden soll. Denn Iwan Iwanowitsch ist überhaupt ein stattlicher und wohlbeleibter Herr, und ich wollte weder ihn in seiner Ehre tranken noch vielleicht eine demütigende Abfuhr kriegen.“

Eines Tages kommt aber doch die richtige Gelegenheit. Er kommt an mein Bett und begrüßt mich freundlich.

„Guten Tag!“ sagt er. „Wie geht es Ihnen? Haben Sie Stuhl gehabt?“

„Danke“, sage ich. „Es ist alles in Ordnung. Aber haben Sie nicht Lust, sich ein wenig zu setzen? Nehmen Sie doch zu meinen Füßen Platz! Wir wollen etwas plaudern.“

Iwan Iwanowitsch setzt sich auf das Bett. „Nun“, sage ich, „wie geht's denn so im allgemeinen? Was hört man in der Welt? Wie sind die Löhne?“

„Die Löhne“, erwidert er, „sind nicht hoch. Aber es gibt intelligente Kranke, die drücken einem manchmal etwas in die Hand, oft sogar, noch ehe sie sterben.“

„Aber bitte!“ sage ich. „Ich hoffe zwar am Leben zu bleiben, aber ich weigere mich durchaus nicht, etwas zu geben. Ich habe sogar schon lange daran gedacht.“

Gleichzeitig nehme ich das Geld heraus und gebe es ihm. Iwan Iwanowitsch nimmt es mit einem dankbaren Lächeln und winkt mir zum Abschied freundlich mit der Hand zu.

Und am nächsten Tag hat alles begonnen. Ich bin jetzt ruhig und gut gelegen, und niemand hat mich gestört. Nun aber ist Iwan Iwanowitsch aus reiner Dankbarkeit vollkommen verrückt geworden. Beißt, fünfzehnmal im Tage

beißt er mich mit seinem Besuch. Er legt die Kissen zurecht, schleppt mich in die Wanne, will mir ein Abtupfen geben. Allein mit dem Thermometer quält mich dieser Satan jetzt zu Tode. Früher hat er es mir ein- oder zweimal im Tage angelegt, das war alles. Jetzt aber tut er es nicht unter dreifachmal. Früher war das Wasser der Wanne angenehm kühl, jetzt macht er es so heiß, daß ich nahe daran bin, um Hilfe zu rufen. Was ich versuche, ihn davon abzuhalten, ist umsonst.

In meiner Verzweiflung gebe ich ihm noch Geld und flehe ihn an:

„So laß mich doch endlich in Ruhe, du Schurke! Hast du denn gar kein Mitleid mit mir?“

Aber er entflammt nur noch mehr und bemüht sich doppelt. Eine Woche geht vorüber, und meine Lage wird immer unerträglicher. An Gewicht habe ich schon fünfzehn Pfund verloren und sehe aus wie ein Skelett. Auch mein Appetit ist ganz dahin — und Iwan bemüht sich noch immer weiter um mich.

Einmal hat diese Hundeseule das Wasser geradezu kochend gemacht, so daß mir, so wahr ich lebe, das Hühnerauge platzte und die Haut herunterging.

„Du bist ja ein Verbrecher“, sagte ich zu ihm. „Kochst Menschen in siedendem Wasser. Jetzt ist es aus mit jeder Erkenntlichkeit.“

„Nun gut, ich verzichte“, erwidert er. „Bleiben Sie künftig meinerwegen ohne jede Hilfe der Medizin und ohne Unterstützung durch wissenschaftliche Mitarbeiter.“

Und weg ist er. Jetzt geht alles wieder so wie früher. Das Thermometer legt man mir einmal im

Tage an, Abtupfen bekomme ich, wenn ich sie brauche, und das Wasser hat wieder die richtige Temperatur.

Nicht umsonst bekämpft man das Trinkgeld. Ach, Brüder, nicht umsonst!

Haus und Garten

Verjüngung von Wiesen

Die Ernte des ersten Schnittes der Wiesen vernichtet gerade die besten Gräser, ehe sie in Samen gegangen sind, so daß die Folge eine allmähliche Verarmung der Wiese an gutem Material und Ueberwiegen der weniger wertvollen Gräser sein muß. Um diesem Uebelstande abzuwehren, kann von Beginn des Frühjahrs an eine auf Verjüngung zielende Neusaat vorgenommen werden. Je nach dem Boden (Lehm, Sand, Kalk, Torf, Moortiefe sowie Bewässerungswiese) wird die Zusammensetzung der Klee- und Grasmischung sein, die man für eine solche Nachsaat anwendet. Da viele Grasarten auf einer Wiese sich vorfinden müssen — schon um zu verhindern, daß bei völlig einheitlichem Bestand ein der betreffenden Grasart ungünstiges Jahr die Wiese vernichtet — weissen die angeordneten Mischungen wohl 20 und mehr Arten auf, deren Vorhandensein eben die Grundbedingung für das üppige Wachstum ist. Es seien neben den Kleearten als Bestandteile der Mischungen genannt: Wiesenschnitzschwanz, gemeines Rispengras, Wiesenschnitzgras, Wiesenweidel, englisches Raigras, Wiesenschnitzgras, Anzulgras, Goldhafer, Fiorinagrass, Buchgras, Bittergras, Timothee. Man rechnet auf den Morgen etwa 80 Pfund eines solchen Mischungs.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 238.

Von Rudolf Büchner, Erdmannsdorf 1./S. (D. Arb.-Schachzeitung 1931.)

Schwarz: K7, Da2, Tb7, h3, La3, b5, Bb2, c7, d6, f5, f6, h5 (12).



Weiß: Kh6, Dd1, Th8, L4, Sc8, d4 (6).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 235: Lg6-d3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonabach; Stepanek Paul, Neuern; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebler Emil,

Tetschen; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Reichel Ernst u. Reichel Walter, Drakowa; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitzkau; Kraus Gerhard, Turn; Ulbert Rudolf, Prosditz; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Röckl Rudolf, Soborten.

—O—

Bezirksmeisterschaft im 2. Bezirk.

Mit dem Spiel Zuckmantel gegen Wisterschan II. fand die diesjährige Bezirksmeisterschaft ihren Abschluß. Zuckmantel gewann das Spiel mit 5:2 Punkten bei erster Hängepartie. Bezirksmeister wurde die erste Mannschaft des Arbeiterschachklubs Wisterschan. Bezirksmeister wurde Gen. Berger, Zuckmantel, welcher als Ersatz für Hilgarth an der Einzelmeisterschaft teilnahm.

Endstand der Mannschaftsmeisterschaft:

1. Wisterschan I. 3 Siege 18 Punkte
2. Zuckmantel 2 Siege 14½ Punkte (1H)
3. Wisterschan II. 1 Sieg 10 Punkte (1H)
4. Eichwald 0 Sieg 4½ Punkte

Kleinagust und Zuckmantel II. sind vom Turnier zurückgetreten.

—O—

Im Freundschaftsspiel gewann Wisterschan I. gegen D. F. J. Zuckmantel I. mit 4½:1½ Punkten. Zuckmantel gewann am 1. Brett und remisierte am 2. Brett, an den restlichen 4 Brettern gewann Wisterschan.

—O—

Für die Kreismeisterschaft wurden bis jetzt folgende Bezirksmeister gemeldet:

2. Bezirk Wisterschan.
3. Bezirk Komotau I.
6. Bezirk Krochowitz.
7. Bezirk Sobrusan.
10. Bezirk Warnsdorf.

Die Meldungen von den übrigen Bezirken stehen noch aus.